

Es hat alles keinen Sinn? - Alles wird gut? Willkommen im Reich des Möglichen!

Gedanken zum Leben zwischen den Extremen

Vortrag von Jens G. Röhling bei der TZI Tagung im Oktober 2023 in Meißen

Kaum jemand wird bestreiten, dass wir in schwieriger Zeit leben. Ich brauche die vielen Krisen nicht aufzuzählen – das tun die Medien schon hinreichend und so ausgiebig, dass mir jedenfalls manchmal tatsächlich der Mut und die Lebensfreude schwinden, und ich froh bin, dass ich manche Folgen dieser Entwicklung mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht mehr erleben werde. Zugleich erlebe ich mich so ohnmächtig, dass ich resignierend mit den Schultern zucke: Da kann man nichts machen – es hat keinen Sinn.

Aber mal ehrlich: Glauben Sie wirklich, dass es Zeiten gegeben hat, die nicht auf ihre Art schwierig waren? Ich nicht. Da lohnt es sich schon, sich zu vergegenwärtigen, wie frühere Menschen mit den Schwierigkeiten ihrer Zeit und ihres Lebens umgegangen sind. Ich denke z. B. an Johann Sebastian Bach, bei dem man sich fragen muss, ob er seine herrliche Musik trotz oder wegen seines persönlichen Schicksals geschrieben hat. Der Musikwissenschaftler und Gerontologe Andreas Kruse hat sich intensiv mit dem Leben und der Musik Bachs beschäftigt und ist überzeugt, dass Bach in seiner Musik sein Leid und seine Schicksalsschläge verarbeitet und daraus seine Kraft zieht. Und ich denke z.B. an den Arzt und Psychotherapeuten Viktor E. Frankl, der das Konzentrationslager überlebt hat. Noch während der Gefangenschaft hat er sich mit der Frage beschäftigt, warum seine Schicksalsgefährten so unterschiedlich auf die Haftbedingungen reagierten, und hat mit diesen Erfahrungen die Logotherapie (nicht zu verwechseln mit der Logopädie) entwickelt, eine Psychotherapieform, bei der die Suche nach dem Sinn im Mittelpunkt steht. Eins seiner Bücher trägt den Titel: „... trotzdem Ja zum Leben sagen.“

Viele aufmerksame Beobachter unserer Gesellschaft und der Zeit, so zum Beispiel der Soziologe Hartmut Rosa stellen fest, dass wir als Gesellschaft erschöpft seien, und sehen als Gründe dafür das ewige Streben nach immer höher, schneller, weiter, neuer. Und darüber - so Rosa - sei das „robuste Grundvertrauen in das Leben und die Welt“ verloren gegangen; wir haben „keinen Anker mehr in der Welt“. Man kann fragen, warum wird das jetzt so intensiv diskutiert. Vielleicht, weil wir uns nach einer langen Zeit – jedenfalls aus europäischer Perspektive – des Friedens und des Wohlstands, daran gewöhnt haben, dass das eben normal ist, und verlernt haben, mit Widrigkeiten des Lebens umzugehen. Vielleicht, weil wir spüren, dass es so nicht weitergehen kann und wir Angst haben vor Wohlstandsverlust. Vielleicht weil uns noch nicht klar ist, wofür es sich zu leben und arbeiten lohnt, wenn unsere grundlegenden vitalen Bedürfnisse gestillt sind, und höher, schneller, weiter nicht mehr geht. Und: ein wesentlicher Faktor ist die ungeheure Beschleunigung des Lebens, von der auch Rosa spricht, die es nicht erlaubt, irgendwo Anker zu werfen, weil man sonst befürchtet, abgehängt zu werden. Erst kürzlich hat die Barmer „Gesundheitskasse“ wieder festgestellt, dass die Zahl sog. seelischer Erkrankungen weiter zugenommen hat. Ich sagte „sogenannte“ Erkrankungen, weil sie möglicherweise auch ein sehr gesunde Reaktion auf ein krankes System sind.

In der Formulierung „robustes Grundvertrauen“ finde ich wieder, was andere „Zuversicht“ nennen, und ich finde wieder, was man „Sinn“ nennen könnte, meinen Sinn in dieser Welt. Dazu später mehr.

Das Wort „Sinn“ hat eine mehrfache Bedeutung. Oft ist damit etwas gemeint, was man auch Zweck, Nutzen oder Ziel nennen könnte. Ich finde die folgende Bedeutung hier hilfreich. Sinn vermitteln uns

unsere Sinne, weil sie uns mit der Welt verbinden. Der Sinn, unser Sinn besteht darin, dass wir uns als Teil eines größeren Ganzen fühlen und erleben. Das können wir riechen, schmecken, fühlen, sehen und hören. Oder wie Erich Fromm lapidar geschrieben hat: Der Sinn des Lebens ist das Leben. Und da sind wir schon bei einem Aspekt des Wissens, dass wir zählen. Hingegen können wir Zweck, Nutzen und Ziel des Lebens nicht fühlen, das müssen und können wir uns selbst ausdenken. Und zum anderen ist „Sinnfindung“ - so Viktor Frankl - auch ein anderer Ausdruck für „Sehen von Zusammenhängen“. Es könnte zum Beispiel hilfreich sein anzuerkennen, dass unser Körper wie der aller Lebewesen verletzlich und sterblich ist. Dann sind Krankheit und Unfall Teil des natürlichen Lebens, gewiss traurig, lästig, aber nichts, was uns völlig aus der Bahn werfen muss, nicht sinnlos. Ansporn eher zu fragen, wie ich mein Leben jetzt so gestalten kann, dass ich jetzt mit ihm zufrieden bin. Der Philosoph Peter Bieri schreibt gar, es sei ein Zeichen von Würdebewusstsein, die Endlichkeit und Zerbrechlichkeit des Lebens anzunehmen. - Es könnte hilfreich sein anzuerkennen, dass Menschen unabsichtlich und manchmal auch absichtlich anderen Verletzungen oder Tod verursachen. Das ist so seit und solange es Menschen gibt. Und auch das ist ärgerlich und beängstigend, es anzuerkennen stellt uns vor die Aufgabe, unter diesen Umständen für uns zu sorgen und unser Leben so zu gestalten, dass wir zufrieden sein können. Das bringt uns dem Sinn näher und damit einem Gefühl von Gelassenheit mit dem wir besser aushalten können, was uns belastet, resilienter werden. Die Kölner haben ein „Grundgesetz“, dessen erster Artikel heißt: „Es ist, wie es ist, es kommt wie es kommt, und es ist noch immer gut gegangen“. Das ist mir zu optimistisch und blendet große Teile der Geschichte aus. Ich wandle das darum lieber ab und sage: Es ist, wie es ist, es kommt wie es kommt und es steht in einem größeren Zusammenhang und hat darum Sinn. Ich bin überzeugt, das ist eine Quelle der Zuversicht.

1. Zuversicht leben?

Manche Leute glauben unbeirrt, dass alles immer besser werden muss und besser wird, vor allem, wenn wir nur auf ihre Ideen hören und sie verwirklichen. Und daraus ziehen sie ihre Kraft und ihren Mut. Man nennt sie gewöhnlich Optimisten. Ihnen schwebt eine Art Himmel auf Erden vor und der Weg dahin führt meist über technischen und wissenschaftlichen Fortschritt. Das hat ja auch teilweise bisher ganz gut funktioniert. Für viele ist das Leben jetzt viel angenehmer als vor 100 Jahren oder gar im Mittelalter. Und den Rest von Widrigkeiten hofft man auch noch beseitigen zu können. Einige wenige haben auch das Geld und die Macht, ihre Vorstellungen durchzusetzen, egal ob es allen gefällt oder nicht.

Gegen diesen sog. Fortschrittsglauben habe ich drei Einwände. Die Corona-Krise hat uns zum Beispiel gezeigt, dass die Natur Überraschungen bereit hält, auf die wir einfach nicht vorbereitet sind, und auf die es auch keine Vorbereitungen geben kann, eben weil es Überraschungen sind. - Der zweite Einwand: Ich kenne keine angeblich heilsbringende Erfindung der neueren Zeit, die nicht unerwünschte, oft auch schädliche Nebenwirkungen hat. Selbst der sog. medizinische Fortschritt hat seine dunklen Seiten, die ich nicht mehr human nennen will. Und den dritten Einwand hat Erich Kästner vor 90 Jahren in diesem Gedicht ausgedrückt:

Einst haben die Kerls auf den Bäumen gehockt,
 behaart und mit böser Visage.
 Dann hat man sie aus dem Urwald gelockt
 und die Welt asphaltiert und aufgestockt,
 bis zur dreißigsten Etage.

Da saßen sie nun, den Flöhen entflohn,
in zentralgeheizten Räumen.
Da sitzen sie nun am Telefon.
Und es herrscht noch genau derselbe Ton
wie seinerzeit auf den Bäumen.

Sie hören weit. Sie sehen fern.
Sie sind mit dem Weltall in Fühlung.
Sie putzen die Zähne. Sie atmen modern.
Die Erde ist ein gebildeter Stern
mit sehr viel Wasserspülung.

(...)

So haben sie mit dem Kopf und dem Mund
Den Fortschritt der Menschheit geschaffen.
Doch davon mal abgesehen und
bei Lichte betrachtet sind sie im Grund
noch immer die alten Affen.

Erich Kästner (1932)

Sie hören richtig: Ich bin kein Optimist. Ich habe nicht die Erwartung, dass sich grundlegend etwas zum „Besseren“ ändert, was immer man darunter versteht. Denn das ist ja für viele mit dem Begriff Hoffnung verbunden: Alles wird gut. Die Problem mit der Hoffnung ist, ich brauche nichts zu ihrer Realisierung zu tun. Es passiert halt einfach, so wie eine Krankheit fast von alleine heilt. Aber manchmal heilt sie auch nicht, nicht einmal mit den Bemühungen der Ärzte. Dann hat die Hoffnung getrogen und ich bin enttäuscht und zweifle oder verzweifle an der Welt und an Gott. Darum ist mir sympathischer, dass Vaclav Havel dem Wort „Hoffnung“ eine spezifische Bedeutung gegeben hat, als er sagte: „Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht.“ Und Jörg Phil Friedrich formuliert: „Zuversicht ist die auf Erfahrung aus vielen Krisen gestützte Überzeugung, dass es in jeder Situation möglich ist, ein gutes Leben zu leben, ein menschliches Leben, das Freude und Erfüllung ermöglicht – auch wenn es gefährdet ist und man Unsicherheiten bewältigen muss.“ M. a. W.: Entscheidend ist nicht, dass alles immer besser wird, sondern dass wir Wege finden, ein lebenswertes, bejahenswertes Leben zu leben, auch wenn es nicht gut aus geht. Diese Auffassung lässt sich übrigens über V. E. Frankl, die Barockzeit bis in die Bibel verfolgen. Für diese Ausprägung von Hoffnung verwende ich daher lieber den Begriff „Zuversicht“. - Ich sagte eben, ich sei kein Optimist; ich halte mich aber auch nicht für einen Pessimisten, der meint, es würde alles immer nur schlechter. Ich denke, es gibt noch einen Weg dazwischen, und das ist der der Zuversicht.

2 Warum ich zähle

Während ich unser Thema hin und her gewendet habe, landete ich immer wieder bei der Frage, die Ruth Cohn zu ihrer Lieblingsfrage erklärt hat: „Was mache ich mit mir, wenn die anderen, wenn die Welt nicht so ist, wie ich sie mir wünsche.“ Ja, Sie haben richtig gehört: „Was mache ich mit mir ...“ ist die Frage. Sie lenkt unser Denken auf das Wesentliche, auf das Einzige, worauf wir in erster Linie Einfluss haben: auf uns selbst. Wir können andere nicht ändern, wir werden die Gesellschaft als ganze nicht vollkommen ändern, wir haben so gut wie keinen Einfluss auf die Politik. Aber wir haben Einfluss darauf, wie wir in dieser Zeit würdig, „bejahenswert“ (W. Schmid) leben können. Dieses bejahenswerte Leben sieht für jeden anders aus, es kann kontemplativ sein, schöpferisch, introvertiert,

extrovertiert, materiell orientiert oder spirituell – ganz egal, das kann nur jeder Mensch für sich entscheiden.

Manche fragen vielleicht: Wer sagt denn, dass ich zähle? Woher weiß ich das? Wir sind ja hier auch auf einer Veranstaltung der Ev. Erwachsenenbildung; wir dürfen also auch ruhig über die religiöse Dimension unseres Themas sprechen. Wenn man will, kann man auf die Schöpfungserzählung in der Bibel zurückgreifen. Mich berührt in seiner Naivität sehr das Kinderlied „Weißt du, wieviel Sternlein stehen...Gott der Herr hat sie gezählet, dass ihm auch nicht eines fehlet an der ganzen großen Zahl“. Und auch das Lied „Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält“ berührt mich, weil da der Glaube ausgesprochen wird, dass der Gläubige sozusagen in der Ewigkeit verankert ist. Ja, ich bin überzeugt, dass es vielen hilft. Weil es aber auch viele Leute gibt, mich eingeschlossen, die ihre Mühe mit diesen transzendenten Bezügen haben, sehe ich als Weg eher den, den ich mit vier Dimensionen skizzieren möchte.

Also: Wie können wir Grundvertrauen, Zuversicht wieder gewinnen – wie steht es bei mir persönlich damit, welche Erfahrung hat es mir vermittelt, welche Erfahrungen beleben es immer wieder neu, und was kann ich dazu tun? Ich denke, man sollte in drei Richtungen schauen:

1. Wer bin ich für mich? Wie sehr mag ich mich? Welche Herausforderungen habe ich in meinem Leben schon gemeistert? Wie gelingt es mir, meine innere Vielfalt zu einer spannungsvollen Harmonie zu formen? Welches Verhältnis habe ich zu meinem Körper?
2. Wer oder was berührt mich, regt mich auf oder an? Was ergreift mich, Natur, Kunst, Literatur, Musik, andere Menschen – Was bringt etwas in mir zu Schwingen?
3. Wie sieht das Netz meiner Beziehungen aus? Welche fördern mich; welche rauben Kraft, und warum halte ich trotzdem an ihnen fest? Wie kann ich schwierige Beziehungen schätzen lernen als Herausforderungen für mein eigenes Wachstum?
4. Was sind meine Aufgaben, solche die ich tun muss, um meinen Lebensunterhalt zu sichern, solche, die mir Freude machen, die ich mir gewählt habe, oder die ich noch wählen könnte? Was davon kann ich tatsächlich mit Aussicht auf Erfolg angehen?

Und noch ein anderer Gedanke passt hierhin. Woher weiß ich, dass ich zähle, wenn ich Zweifel habe? Wie erfahre ich es? Die Antwort ist ziemlich einfach und heißt: Indem ich es ausprobiere. Ich tue einfach mal so, als zähle ich, und schaue, was passiert. Wie mal jemand formuliert hat: „Es kommt auf mich an, aber es hängt nicht alles von mir ab.“ Ausprobieren erfordert Mut, aber ohne den Mut werde ich nicht erfahren, dass ich zähle. Man könnte auf die Idee kommen, dass Mut und Zuversicht zwei Seiten derselben Medaille sind.

Jetzt ist es aber offenbar so, dass manche das Bewusstsein, dass sie zählen, und den Mut sozusagen als Startkapital mit ins Leben bringen, weil sie das Glück hatten, eine stärkende Kindheit (und damit meine ich nicht unbedingt eine behütete Kindheit) erlebt und damit ein gutes Selbstwertgefühl entwickelt zu haben. Andere hatten das nicht. Sie können aber mit Mut und Zuversicht auch zu der Erfahrung kommen. Es ist wie mit der Frage, ob erst das Ei oder die Henne da war, der Zugang zu der Erfahrung von Zuversicht ist von beiden Seiten möglich.

Und nein, zu wissen, dass ich zähle, ist keine Rechtfertigung eines Narzissmus, in dem ich die wichtigste Person bin, und alle anderen nicht zählen. Das legt ja schon der Begriff „zählen“ nahe, denn er macht darauf aufmerksam, dass ich deshalb zähle, weil andere auch zählen.

3. Wie blicke ich auf die Welt?

Mir scheint, für ein zuversichtliches Leben ist sehr wichtig, wie ich auf diese Welt schaue. Damit meine ich nicht dieses banale „das Glas halb voll oder halb leer“. Das reduziert die Weltsicht ja auf zwei Möglichkeiten. Mir geht es darum „Das Glas ist, wie es ist“. Dazu gibt es in der Geschichte ein sehr schönes Beispiel. Der deutsche Philosoph Leibniz war davon überzeugt, dass wir in der besten aller möglichen Welten leben und das - grob gesagt - so begründet: Wenn Gott gewollt hätte, hätte er fraglos eine bessere Welt geschaffen. Das bleibt übrigens auch richtig, wenn wir sagen: wenn die Evolution eine bessere Welt hätte zustanden bringen können, hätte sie es getan; sie hatte schließlich mehrere Millionen Jahre Zeit dazu. Der französische Philosoph Voltaire sah das völlig anderes. In seinem satirischen Roman „Candide“ erlebt ein junger Mann, „Candide“, alle erdenklichen Übel, Naturkatastrophen, Schiffbruch, Verbrechen, Gefangenschaft. Voltaire malt das genüsslich aus, und der Leser soll denken: Was, das soll die beste aller Welten sein? Ha, Ha, Ha ... Er kommt aber nicht zu dem Schluss, wir müssen die Welt verbessern, schon deshalb nicht, weil Möglichkeiten dazu noch nicht sichtbar waren; er sagt auch nicht, wir müssen an der Welt verzweifeln. Candide und seine Freunde beschließen, ihren Garten zu bestellen, also das zu tun, was nahe liegt und möglich ist.

Zwei Sichtweisen auf die Welt – Wir haben die Wahl. Welche hat mehr Vorteil für unsere persönliche Lebensqualität? Der Vorteil der Einstellung, die Leibniz vertritt, ist die Einladung zur Zufriedenheit. Wenn diese Welt die beste aller möglichen Welten ist, - das heißt ja nicht, dass diese Welt uneingeschränkt gut und schön ist - , werde ich aufgefordert, in meiner Weltsicht davon auszugehen, was gut und schön ist. Ja, es gibt Dinge, die stören, die nicht so sind, wie wir sie uns wünschen. Deshalb hat Ruth Cohn die Maxime ausgegeben: „Störungen nehmen sich Vorrang.“ Und sie mit der Aufforderung versehen: Beachte sie als Hinweis auf Übersehenes und Verdrängtes, lerne sie schätzen, weil sie dich und dein Leben bereichern. Auch die sind ein Anker in dieser Welt. Der schon mehrfach erwähnte Viktor Frankl sagt sogar: "aus der ... Einsicht in den Aufgabencharakter des Lebens ergibt sich die Konsequenz, daß das Leben eigentlich nur umso sinnvoller wird, je schwieriger es geworden ist" (Ärztliche Seelsorge, S. 68). Bei vielen anderen käme es mir zynisch vor, wenn sie so etwas sagen; bei Frankl wird es aber von seinem Leben beglaubigt. Von dieser Weltsicht geht mehr Zuversicht aus. Die pessimistische Einstellung macht unzufrieden, weil natürlich immer eine scheinbar bessere Welt vorstellbar ist, und bei der Weltsicht steht im Vordergrund, was verbesserungsbedürftig ist, bzw. was der Betrachter für verbesserungswürdig hält. Die optimistische Sicht birgt in sich die Gefahr, dass wir gar nichts tun, weil es ja doch bisher immer gut gegangen ist. Und dass wir übersehen, was dem Erfolg im Weg steht und uns ein Bein stellt, über das wir stolpern.

4. Wenn ich etwas bewirken will – was und wohin?

„Zu wissen, dass ich zähle“ impliziert, dass ich wirksam bin in dieser Welt, ob ich will oder nicht. In Abwandlung eines Satzes von Paul Watzlawick: Es ist unmöglich, nicht zu wirken. Wir müssen uns also entscheiden: Woraufhin will ich wirken? Wie will ich wirken; wie will ich vorkommen in der Welt?

Nochmal ein kleiner Ausflug in die Philosophie. Manche Philosophen sehen den Unterschied zwischen Mensch und Tier u. A. darin, dass der Mensch das Bestreben hat, über sich hinauszuwachsen, sich nicht abzufinden mit dem, was ist. Darum hat der Mensch Werkzeuge und Maschinen erfunden, um Arbeit und Leben leichter zu machen. In dem Bestreben, über sich hinauszuwachsen, hat er aber auch Ideen, Ideale, Zukunftsbilder, Utopien ersonnen, auf die hin er sich entwickeln will. Entsprechend bewegt der Traum von einer besseren Welt Menschen schon sehr lange, vielleicht gar so lange, wie es Menschen gibt. Dumm nur, dass sich dieses Bestreben damit beißt, dass wir auch Teil der Natur sind, die unsere hochfliegenden Pläne manchmal einfach durchkreuzt. Aus dieser Spannung von Leiblichkeit, gebunden-sein in der Natur und dem Drang, die Natur hinter oder unter uns zu lassen kommen wir nicht heraus. Aber viele versuchen es. Es gibt Menschen, die meinen, sie müssten der Evolution auf die Sprünge helfen, sie sei zu langsam. Ich finde das aus verschiedenen Gründen gefährlich. Aber in Bezug auf unser Thema halte ich es für möglich, dass das Bestreben, unsere Natur hinter uns zu lassen, der Grund dafür ist, dass viele das Grundvertrauen verloren haben, dass ihr Anker nicht mehr hält. Wir nennen ja auch jemanden, der Idealen nachjagt gern abgehoben, oder sagen von ihm, dass er den Boden unter den Füßen verloren hat.

Was folgt daraus?

Wir müssen uns und unseren Mitmenschen Rechenschaft darüber ablegen, wohin, was ist das Ziel? Bis vor einiger Zeit habe ich gedacht: Gut ist, was dem Leben dient. Das war ja während der Corona-Zeit erklärtes Ziel des Regierungshandelns. Die Qualität und die Würde des Lebens spielte dabei keine Rolle. Seit ich gesehen habe, wieviel Würde z. B. durch die Corona-Maßnahmen verletzt wurden, weil sie angeblich dem Leben dienten, kann ich das nicht mehr so eindeutig sagen. Jetzt finde ich gut, was die Würde, meine und die der anderen, respektiert und zu bewahren hilft. Den Unterschied macht diese Überlegung: Würde ist keine Schön-Wetter-Angelegenheit, sondern wird besonders herausgefordert, wenn es regnet, stürmt und schneit, wenn die Zeiten schwierig sind. Gesundheit und Krankheit haben wir nicht in der Hand; aber wir haben es in der Hand, wie wir mit Gesundheit und Krankheit und in letzter Konsequenz mit unserer Endlichkeit umgehen. Es kann würdevoll sein, das zu akzeptieren, und es kann würdelos sein, um fast jeden Preis weiterleben zu wollen. Und da sehe ich durch viele Corona-Maßnahmen die Würde der Menschen verletzt, nicht zuletzt die von Alten und Kranken, die man dann auch noch „vulnerabel“, verletzlich nennt; dabei sind wir als Menschen alle verletzlich.

Ruth Cohn hat meines Wissens nie von „Weltverbesserung“ gesprochen, sondern von „Humanisierung“. Sie war damit, wie ich finde, bescheidener und zugleich anspruchsvoller. Ich denke, sie würde mir zustimmen, wenn ich sage: Humanisieren heißt, die Welt zu einem Ort machen, in dem möglichst viele Menschen ihre Würde erfahren und leben können. Und diese Welt ist vielfältig, bunt und widersprüchlich. Lassen Sie es mich mal ganz kurz so sagen: Für die Humanisierer gilt, Maß aller Dinge ist der Mensch in seiner Vielfalt, Vieldeutigkeit, Widersprüchlichkeit. Ich vermeide sehr bewusst das Wort von der Unperfektheit. Denn wer von Unperfektheit redet, unterstellt, dass eine Perfektheit möglich und erstrebenswert sei. Mit diesem Glauben, bzw. Versprechen machen Fitnesstrainer, Ratgeber-schreiber, und alle Fremdoptimierer gute Geschäfte, und viele Selbstoptimierer quälen sich Tag für Tag; allein – es geht am Menschlichen vorbei. Mit unserem Thema gesagt: Wir zählen wie wir sind; wir brauchen uns keine Gedanken zu machen, wie gut, wie klug, wie schön und fit wir sind, um zu zählen. Ich finde das ziemlich entlastend. Damit sage ich zugleich: Zu wissen, dass ich zähle fängt mit mir an und ist eine vielleicht lebenslange Übung, sich gegen Eltern, Erzieher, Werbe-Fuzzis zu behaupten, die uns einreden wollen: Du zählst nur, wenn ...

Für den Weltverbesserer hingegen geht es um die Verwirklichung von Ideen, Moden, Ideologien, Träumen, Utopien, Idealen (z. B. dem der Reinheit, der Sündlosigkeit, der Untadeligkeit), der Nation, der Ethnie, dem Fortschritt, dem Profit u.v.a.m.,. Da gab's ja mal die Idee, den neuen Menschen zu schaffen. Das alles hat den einzelnen, den wirklichen Menschen nicht im Blick; der Einzelne zählt eben dann gerade nicht, sondern nur, wenn er bestimmten Erwartungen genügt. Natürlich habe ich nichts gegen Ideen und Ideale – sie sind ein Teil unseres Menschseins, aber sie sind allenfalls Leuchttürme, die den Weg weisen, aber niemals das Ziel sein können. Sie müssen sich aber mit den Möglichkeiten, Grenzen, Ängsten und Bedürfnissen aller Menschen vertragen. Sonst werden sie unmenschlich und zerstörerisch. Dann wird das ideale Gute selbst zum Bösen.

Als junger Mann und angehender Pfarrer hatte ich – mit vielen Kollegen – die Vorstellung, wir könnten die Kirche und mit ihr die Welt zu einem besseren Ort machen. Wenn ich daran zurückdenke, wie ich damals gedacht und geredet habe – auch von der Kanzel, schäme ich mich, mit welcher Arroganz ich unterwegs war, (manche meiner Predigten waren eher eine Publikumsbeschimpfung) in der Überzeugung zu wissen, was gut und richtig, und was schlecht und böse ist. Jetzt, als alter Mann, glaube ich nicht mehr, dass ich das wirklich weiß, und glaube auch nicht mehr, dass man die Welt gut machen könne, wenn man sich nur genügend Mühe gibt. Zu viele Mächte, zuviele Interessen anderer stehen dem entgegen, und nicht zuletzt sehr unterschiedliche Vorstellungen von einer guten Welt.

Jetzt könnten Sie mir den - doch hoffentlich satirisch gemeinten - Satz : „Wer mit 20 die Welt nicht verändern will, hat kein Herz, wer es mit 40 immer noch will, hat kein Hirn.“ (versch. Urhebern u. a. Winston Churchill zugeschrieben) und mit hämischem Unterton hinzufügen: Willkommen im Club! Wie auch immer: In dem Spruch werden Gefühl gegen Verstand, und Idealismus gegen Realismus, oder auch Optimismus gegen Pessimismus ausgespielt. Hier geht es aber um das Leben zwischen den Extremen, einen dritten Weg.

5. Und wie kann ich wirksam werden?

Von dem griechischen Mathematiker Archimedes stammt der Ausspruch: „Gib mir einen Punkt, wo ich hintreten kann, und ich bewege die Erde“. Er hat das bezogen auf das von ihm entdeckte Hebelprinzip; aber es gilt auch für anderes; der Spruch drückt zugleich Möglichkeit und Unmöglichkeit des Vorhabens aus: Wenn ich etwas radikal verändern will, brauche ich einen festen Stand außerhalb des Systems; den gibt es aber nicht, außer in mir selbst. Auch Ideale können das nicht leisten; denn auch sie sind letztlich menschliche Schöpfungen; und sich darauf zu stützen gleicht Münchhausens Lüge, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf gezogen zu haben. Darum will ich noch einmal deutlich unterstreichen, auch wenn es wahrscheinlich eine Binsenweisheit ist: Wenn ich die Welt menschlicher machen will, muss ich bei mir anfangen, mit mir, meiner Vielfalt, mit meinen Widersprüchen liebevoller umgehen. Es wirkt umso besser, je authentischer ich das tue, nicht indem ich hehre Ideale predige, sondern das lebe, was mir wichtig ist.

Sicher haben Sie auf Kinderspielplätzen schon einmal so ein Kletternetz gesehen, zeltartig aufgestellt und Kinder jeden Alters (von 3 bis 80) machen sich einen Spaß daraus, darauf herzuklettern, zu hüpfen, sich gegenseitig in Bewegung und das ganze Netz in Schwingung zu bringen. Das funktioniert gut, wenn alle etwa gleich schwer sind, und ermöglicht eine erste Erfahrung, wie alles mit allem zusammenhängt, anders ausgedrückt: Wie ein System funktioniert: Bewege ich eine Stelle, ändert

sich alles. - Aber nun stellen sie sich vor, zwanzig 2 ½-Zentnermänner sitzen da breit und bräsig in den Maschen, und ein Dreijähriger, der ca. 17 kg wiegt, versucht, das Netz in Schwingung zu bringen. Wird ihm das gelingen? Ich schätze, eher nicht. Aber was kann er tun? Vielleicht nutzt er die Stabilität, und klettert fröhlich zwischen den Männern herum; d. h. er ändert sein Ziel. Er könnte bis zur Erschöpfung hüpfen in dem Glauben: Wenn ich mich nur genügend anstrenge, wird es schon klappen. Und vielleicht gelingt es ihm ja auch ein wenig. Das Rezept heißt: Mehr desselben. Er könnte sich aber auch sagen: das ist doof, ich habe keine Chance, geh ich in die Ecke und hasse alle dicken Männer. Wir nennen das Resignation. Er könnte sich aber auch mit dem Charme der 3jährigen einen der Männer ausgucken, der ihm sympathisch erscheint, der vielleicht sogar auf ihn reagiert, zu ihm klettern, ihn animieren sich zu bewegen und schon wackelt das ganze Netz. Da ist es ziemlich egal, wo dieser Mann sitzt. Das Netz kommt in Schwingung, aber es wird sich nicht von der Stelle bewegen.

Manchmal, nein meistens denke ich, ich bin wie dieser Dreijährige, ich möchte, dass sich was ändert, aber da sind die 2 ½ Zentnermänner, die das System quasi zementieren und wir sind klein und schwach. „Die da oben verhindern alles.“ Da ist ja auch was dran, aber allzuoft ist das nur die Ausrede, nichts zu tun oder gar mit dem Strom zu schwimmen: Wenn die Welt schlecht ist, bin ich eben auch schlecht. Es kommt eben auch hier auf den Blick an. Mit den großen, unerreichbaren Zielen vor Augen verpasse ich das, was im Kleinen und Nahen möglich ist.

An der Frage unserer Wirkmöglichkeiten wird Claudia König im zweiten Teil des Vormittags mit uns arbeiten. Deshalb spare ich mir hier weitere Ausführungen.

Literatur

Neben vielen anderen Menschen haben mich folgende Werke besonders inspiriert:

- Voltaire: Candide oder der Optimismus, München (dtv) 2003
- Friedrich, Jörg Phil: Die postoptimistische Gesellschaft, Herder-Verlag, 2023
- Frankl, Viktor E.: Ärztliche Seelsorge, Fischer TB, 1985
- ders: ... trotzdem Ja zum Leben sagen, 1946 erstmals erschienen, München (dtv) 1986
- Leibniz, Gottfried W.: Theodizee, Kurzfassung z.B. unter https://www.home.uni-osnabrueck.de/uwmeyer/Lehre/Religionsphilosophie_1/Theodizee_Leibniz_Hume.pdf
- Kruse, Andreas: Die Grenzgänge des Johann Sebastian Bach, Berlin u. Heidelberg 2014
- Rosa, Hartmut: „Die To-do-Liste explodiert“ <https://www.sueddeutsche.de/projekte/artikel/kultur/hartmut-rosa-interview-gesellschaft-stress-e870990/> abgerufen 9. 9. 2023
- Rosling, Hans u. A.: Factfulness. Wie wir lernen, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist, Ullstein TB, 2020
- Horx, Matthias: „Wie man als Possibilist in die Zukunft schaut“ www.horx.com/42-wie-man-als-possibilist-in-die-zukunft-schaut/ abgerufen 21. 11. 2022
- Welzer, Harald: Zeiten Ende. Politik ohne Leitbild, Gesellschaft in Gefahr. Frankfurt a.M. 2023
- Schmid, Wilhelm: Philosophie der Lebenskunst, Suhrkamp, Frankfurt a. M., 1998
- Cohn, Ruth C. u. Farau, Alfred: Gelebte Geschichte der Psychotherapie. Zwei Perspektiven. Stuttgart (Klett-Vlg.) 1984
- Cohn, Ruth C.: Es geht ums Anteilnehmen. Freiburg, Basel, Wien (Herder-Vlg), 1993